

## **Letzte Wünsche wagen**

\*\*\*



Vor ein paar Wochen war ich in den Bergen wandern. Nach zehn Minuten fing es an zu regnen. Nach zwanzig Minuten war der Regen so stark, dass ich dachte, es könne nicht mehr schlimmer werden. Genau in dem Moment fing es an zu hageln.

Aus irgendeinem Grund musste ich gerade daran denken, als der Arzt mir meine Diagnose mitteilte. Hirntumor. Inoperabel. Im Endstadium. Mir blieben wahrscheinlich nur noch ein paar Wochen.

Als wäre es nicht genug, dass meine Tochter den Kontakt zu mir größtenteils abgebrochen hatte und mein Mann vor einigen Monaten im Alter von 47 Jahren an Krebs gestorben war. Jetzt hatte ich auch Krebs. Wie viel Glück konnte ein Mensch eigentlich haben? Wenn das alles nicht so dramatisch wäre, würde ich jetzt vermutlich lachen.

Der Arzt bekundete mir noch einmal sein tiefstes Mitgefühl und fing dann an, leise mit der Arzthelferin zu sprechen. Währenddessen versank ich in Gedanken an damals...

*Meine Tochter Emma war gerade 16 Jahre alt und teilte mir mit, dass sie gerne ein Jahr nach Frankreich gehen wollte. Ich verbot es ihr. So heftig hatten wir uns noch nie gestritten. Sie wollte es einfach nicht verstehen. Aber ich hatte gute Gründe für meine Entscheidung...*

„Frau März?“, riss der Arzt mich aus meinen Gedanken. „Sie sollten in nächster Zeit nicht alleine sein. Haben Sie Familie, die Sie anrufen können?“. Ich nickte, wusste aber genau, dass Emma nicht kommen würde.

Als ich im Bus auf dem Weg nach Hause saß, blätterte ich die Flyer durch, die der Arzt mir mitgegeben hatte. Selbsthilfegruppen. Psychologen. Hospize. Wünschewagen...

Moment... Wünschewagen? Was war denn das? Ich las den Flyer und erfuhr, dass der Wünschewagen ein Projekt vom Arbeiter-Samariter-Bund war, welches Sterbenden ihren letzten Wunsch erfüllte. Mit einem umgebauten Krankenwagen wurden die Patienten zu einem Konzert, einem Fußballspiel der Lieblingsmannschaft oder zu einem Kurzurlaub am Meer oder in den Bergen gefahren und von speziell geschultem Personal permanent begleitet. Das Ganze wurde ausschließlich von Spenden finanziert; der Patient selber musste nichts bezahlen.

Tolle Aktion! Ich beschloss, dem Verein etwas zu spenden. Ich würde sowieso bald sterben, da konnte ich mit meinem Ersparten wenigstens noch etwas Gutes tun.



Als ich am nächsten Morgen aufwachte, spürte ich eine Träne meine Wange hinunterlaufen. Ich hatte von Emma geträumt. Von damals, als alles begann...

*Mit gerade einmal siebzehn Jahren wurde ich Mutter. In ihrer Kindheit und Jugend waren Emma und ich ein eingeschworenes Team. Es gab nur uns beide. Ihr Vater hatte noch nie eine Rolle gespielt, wir kamen super alleine klar. Wir erzählten uns alles. Sie war meine beste Freundin und ich war ihre.*

*Bis sie mit sechzehn ein Jahr in Frankreich verbringen wollte. Da gab es unseren ersten großen Streit. Und als sie mir nach dem Abitur sagte, dass sie gerne als Au Pair nach Frankreich gehen würde und ich es ihr wieder verbieten wollte, verlor ich sie endgültig. Sie warf mir vor, egoistisch zu sein; ich würde ihr nichts gönnen, aus Angst, sie zu verlieren. Ich warf ihr vor, mir nicht zu vertrauen; sie wüsste ja gar nicht, was gut für sie war.*

*Diesmal konnte ich sie nicht aufhalten. Im Streit gingen wir auseinander. Während sie ein Jahr lang in einer Gastfamilie in der Nähe von Metz lebte, sich verliebte und beschloss, dort zu studieren, verging kein Tag, ohne dass ich mir Sorgen um sie machte. Zu tief saßen die Wunden aus meiner Vergangenheit...*

Zehn Jahre war das nun schon her. Seitdem hatten wir kaum noch Kontakt. Sie konnte mir einfach nicht verzeihen, dass ich sie in ihrem Traum nicht unterstützen wollte. Heute lebte sie noch immer in Frankreich, war mittlerweile verheiratet und hatte eine vierjährige Tochter. Ab und zu telefonierten wir noch und redeten über oberflächlichen Quatsch. Nur sehr selten kam sie mal zu Besuch. Meine Enkelin hatte ich nie gesehen.

Mein Blick fiel auf den Stapel von Flyern, die der Arzt mir gestern gegeben hatte. Der Wünschewagen... Einen Moment dachte ich nach, dann setzte ich mich an meinen Computer und verfasste eine E-Mail.

\*\*\*



„Isabelle, räumst du bitte auf? Es gibt gleich Essen!“, rief ich meiner Tochter zu, während ich Teller aus dem Schrank holte. Als hätte Nathan mich gehört, schloss er genau in dem Moment die Wohnungstür auf. „Bonsoir, mon amour“, rief er und freute sich sogleich über den leckeren Geruch aus der Küche. Ich gab ihm einen Kuss und holte die Lasagne aus dem Ofen.

In dem Moment klingelte das Telefon. Nathan ging ran und überreichte mir dann wortlos den Hörer; wie immer, wenn am anderen Ende deutsch gesprochen wurde. „Hallo?“, sagte ich und bedeutete Nathan, Isabelle aus ihrem Zimmer zu holen.

Während des Essens war ich sehr still. Nathan warf mir immer wieder besorgte Blicke zu, aber ich wollte erst unsere Tochter ins Bett bringen, bevor ich ihm von dem Telefonat erzählte.

Der Wünschewagen also. Ich hatte schon davon gehört, hätte aber nie gedacht, dass ich mal so direkt damit zu tun haben würde. Und jetzt war es meine eigene Mutter, die einen Wunsch erfüllt bekommen sollte. „Sie möchte gerne ihre Enkeltochter kennenlernen und keine Geheimnisse mehr vor ihrer Tochter haben“, hatte die Dame am Telefon gesagt.

Ich war mir noch nicht sicher, ob ich wirklich zusagen würde. Einerseits war ich verletzt, weil meine Mutter mich nach ihrer Diagnose nicht persönlich angerufen hatte. Außerdem hatte ich immer gedacht, wir hätten keine Geheimnisse voreinander. Aber ich wollte schon gerne wissen, um was für ein Geheimnis es ging. Hatte es vielleicht damit zu tun, warum sie mich nicht nach Frankreich gehen lassen wollte? Das hatte sie nämlich nie richtig begründet. Deshalb war ich immer davon ausgegangen, dass sie einfach nicht bereit gewesen war, mich ziehen zu lassen. Aber vielleicht war das ja nicht alles?

Ich grübelte noch eine Weile vor mich hin. Dann beschloss ich, meiner Mutter eine Chance zu geben. Sonst würde ich es womöglich irgendwann bereuen.

\*\*\*




Am Wochenende darauf war es dann soweit. Der Wünschewagen holte mich in meinem neuen und letzten Zuhause, dem örtlichen Hospiz, um zehn Uhr morgens ab und wir fuhren los nach Metz. Vor Ort würden wir zwei Nächte in einem kleinen Hotel verbringen. Morgen hatte ich den ganzen Tag Zeit für meine Tochter und ihre Familie. Und übermorgen würden wir nach dem Frühstück dann wieder losfahren. Es war zwar nur ein kurzer Urlaub, aber gleichzeitig mein größter Wunsch und das beste Geschenk, was der Wünschewagen mir machen konnte.

Meine zwei ehrenamtlichen Begleiter, Danielle und Florian, waren sehr nett; die ganze Fahrt über unterhielten wir uns prächtig. Danielle war hauptamtlich Rettungssanitäterin und saß bei mir im hinteren Teil des Krankenwagens. Florian war Krankenpfleger und heute unser Fahrer. Der Wünschewagen selbst sah nicht aus wie ein normaler Krankenwagen. Er war deutlich

wohnlicher, gemütlicher. Die medizinische Ausrüstung war in Schränken versteckt, alles war in Blautönen gehalten und es gab Softdrinks. Auf der Trage lag sogar richtige blaue Bettwäsche. Da ich heute Morgen aber fit war und nicht liegen wollte, saß ich auf dem Tragestuhl.

Nach den Ereignissen der letzten Woche war das nicht offensichtlich. Durch den Tumor war ich an einem Tag fit wie ein Turnschuh, am anderen lag ich mit Schlaganfallsymptomen im Bett. Eine Weile hatte ich große Angst gehabt, dass die Fahrt nicht zustande kommen würde. Aber seit vorgestern der Wünschewagen angerufen und die Fahrt bestätigt hatte, fühlte ich mich wie neugeboren. Laut Danielle war das wohl nicht selten, dass die Fahrgäste durch die Vorfreude nochmal ein Hoch erleben. Auf der Fahrt war wohl auch noch nie jemand gestorben. Immer wieder erstaunlich, was die Psyche alles leisten konnte...

§§ Am nächsten Morgen traf ich mich mit Emma, ihrem Mann Nathan und ihrer Tochter  Isabelle zum Frühstück in der Hotellobby. Voller Vorfreude, aber auch ein bisschen ängstlich, wartete ich am Tisch und versuchte mich zu beruhigen. Erstmals würden wir alle gemeinsam frühstücken und ich würde ihre Familie kennenlernen. Nachmittags wollte ich dann alleine mit Emma durch die Stadt laufen und ihr dabei alles beichten. Ich hatte also noch ein bisschen Zeit.

Die Tür ging auf und ich sah Emma eintreten. Suchend sah sie sich um. Als sie mich erblickte lächelte sie zögernd. Hinter ihr betrat ein kleines Mädchen an der Hand eines gutaussehenden jungen Mannes das Hotel. Neugierig musterten sie mich; mit einem schüchternen Lächeln auf den Lippen stand ich auf. In nahezu perfektem Französisch begrüßte ich meine Enkelin und meinen Schwiegersohn und schüttelte ihnen die Hand. Meine Tochter sah mich verblüfft an; sie hatte mich noch nie Französisch sprechen gehört.

„Du hast mir gar nicht gesagt, dass du Französisch kannst“, erwähnte Emma mit einem prüfenden Blick von der Seite, als wir später gemeinsam durch die Straßen von Metz liefen. „Das ist richtig...“, sagte ich und musste schlucken. Jetzt ging es also los. Ich atmete tief durch. „Das liegt daran, dass ich... Ich bin... Also ich war... Als ich...“. Ich seufzte. Wie sollte ich es ihr bloß sagen? Alle Worte, die ich mir gestern Abend zurechtgelegt hatte, waren vergessen. Stattdessen setzte wieder der Selbstschutzreflex ein, der mich davor bewahrte, über Emmas Vater zu sprechen: Schweigen.

Ein paar Sekunden starrte ich einfach nur auf den Boden. Emma sah mich abwartend an, dann schüttelte sie traurig den Kopf. „Ich hätte es wissen müssen... Wie konnte ich nur glauben, du wärst jetzt wirklich bereit, mit mir zu sprechen?“, murmelte sie, drehte sich um, und wollte weggehen.

„Emma, warte!“, rief ich ihr hinterher. Sie drehte sich zu mir um und sah mich abwartend an. Schweigen. Meine Hände zitterten, mein Kopf war leer, mein Hals fühlte sich an wie ausgetrocknet. Es ging einfach nicht. Mit Tränen in den Augen schüttelte ich den Kopf. „Es tut mir leid“, flüsterte ich. Und damit drehte sich Emma um und verschwand.

\*\*\*



Zwei Wochen, nachdem meine Mutter abgereist war und wir uns erneut im Streit getrennt hatten, bekam ich einen Brief von ihr. Zuerst wollte ich ihn einfach wegschmeißen, aber dann siegte doch die Neugier.

*Liebe Emma,*

*Nach unserem Treffen war ich am Boden zerstört. Ich hätte mir so gewünscht, dass es anders ausgeht. Dass das größtenteils meine Schuld ist, ist mir klar. Ich hätte schon viel früher psychologische Hilfe in Anspruch nehmen müssen, um über deinen Vater hinweg zu kommen. Aber besser spät als nie – Deshalb habe ich jetzt eine Therapie angefangen.*

*Da ich aber vermutlich nicht mehr in den Genuss kommen werde, dich nach Abschluss der Therapie besuchen zu kommen, um dir ENDLICH die Wahrheit zu sagen, möchte ich das nun mit diesem Brief machen. Das ist vielleicht etwas einfacher für mich.*

*Mit 16 Jahren war ich ein Jahr in Frankreich. Ich habe in einer Gastfamilie gelebt und bin auf eine französische Schule gegangen – genau das, was du auch machen wolltest. Daher kann ich auch so gut Französisch. Aber für mich war das die schlimmste Erfahrung, die ich in meinem Leben machen musste. Für meine Gastfamilie war ich nur eine kostenlose Putzfrau, ein Sklave. Sie haben mich geschlagen und gedemütigt. Und irgendwann hat mein Gastvater angefangen, mich zu vergewaltigen. Mehrfach. Immer, wenn seine Frau nicht da war. Und ich konnte nichts dagegen tun. Ich habe*

*mich zu sehr geschämt, um etwas zu sagen. Für etwas, was in keinster Weise meine Schuld war, das weiß ich heute. Aber ich habe mich geschämt. Und deshalb habe ich einfach geschwiegen. Mein ganzes Leben.*

*Kurz vor Ende des Auslandsjahres erfuhr ich, dass ich schwanger war. Da ist für mich eine Welt zusammengebrochen. Ich habe sogar versucht, mich umzubringen, aus Angst, dass ich dich nicht lieben könnte. Aber als ich dich dann in meinen Armen hielt... Da wusste ich, dass ich dich für immer beschützen würde. Niemals wollte ich dich im Stich lassen. Du warst das Beste, was mir je passiert ist. Mein kleines Wunder. Es tut mir so leid, dass ich dich in deinen Träumen nicht unterstützen konnte. Aber die Angst, dass dir das gleiche passieren könnte, war einfach zu groß.*

*Jetzt bist du erwachsen und hast selber eine wundervolle kleine Familie. Ich bin so stolz auf dich! Deshalb habe ich dir ein kleines Gedicht geschrieben, das dich immer daran erinnern soll, was wirklich wichtig im Leben ist.*

Comment est-ce possible, l'amour sans condition,

Qu'éprouve une mère pour son nourrisson.

C'est une merveille, tout court.

Elle sacrifie tout pour la vie de l'enfant –

Seul son bonheur est sa cible maintenant.

Car une mère veille. Toujours.

Mais il y a un risque de confondre les notions :

*Enfermer* est une sombre forme de *protection*.

Aimer, c'est soutenir et laisser partir,

Car chacun doit construire son propre avenir.

*Ich habe dich unendlich lieb und hoffe, dass du mir irgendwann verzeihen kannst.*

*In Liebe,*

*Deine Mama*

Ich wischte mir die Tränen von der Wange und versuchte, die ganzen Emotionen in mir zu sortieren. Wenn ich es bloß gewusst hätte... Vielleicht hätten wir dann nicht die letzten zehn Jahre vergeudet.

Kurzentschlossen stand ich auf, schrieb Nathan eine Nachricht und holte Isabelle aus der Schule ab. Wir mussten dringend etwas erledigen.



Ich klopfte an die Tür des Hospiz-Zimmers und drückte vorsichtig die Klinke hinunter. Meine Mutter lag im Bett und sah überrascht auf, als sie mich erblickte. Sie war in den letzten zwei Wochen um mindestens fünfzehn Jahre gealtert. Ich musste schlucken. „Emma“, sagte sie und ich hörte die Erleichterung in ihrer Stimme.

„Mama“, antwortete ich und Tränen liefen über meine Wangen. Mehr war gar nicht nötig. Wir verstanden uns auch so. Ich setzte mich neben sie ans Bett und nahm ihre Hand.

„Oma“, mischte Isabelle sich ein und kletterte aufs Bett. Meine Mutter lachte. Als Isabelle sich an sie kuschelte, liefen auch ihr die Tränen über das Gesicht. Liebevoll blickte sie zwischen mir und ihrer Enkelin hin und her, bevor sie mich feste in den Arm nahm und mir „Ich bin so froh, dass ihr hier seid“ ins Ohr flüsterte.

Vier Tage später war es dann soweit. Während Isabelle mit einer Pflegerin draußen im Regen fangen spielte, lag ich bei meiner immer schwächer werdenden Mutter im Bett. Schweigend lagen wir einfach nur da und kuschelten. Als sie spürte, dass es zu Ende ging, drückte sie meine Hand. „Emma?“.

„Hmm?“ gab ich zurück.

„Versprich mir, dass du gut auf Isabelle aufpasst. Und vor allem, dass du ihr beibringst, wie sie auf sich selbst aufpassen kann. Mach nicht die gleichen Fehler wie ich“.



Ich stützte mich auf den Ellenbogen und sah meine Mutter an. Sie hatte die Augen geschlossen.

„Du warst eine tolle Mutter, Mama. Ich war nur zu blind, es zu sehen“.

Noch einmal öffnete sie die Augen, lächelte und flüsterte liebevoll: „Ich habe dich so lieb“.

„Ich dich auch“, flüsterte ich noch zurück, dann schlossen sich ihre Augen.

Als ich den Garten des Hospiz betrat und Isabelle beim Spielen beobachtete, kam gerade die Sonne heraus. Ich blickte in den Himmel und lächelte. „Une mère veille. Toujours.“, dachte ich, schloss die Augen und genoss ihre Wärme auf meiner Haut.